

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in *Una Sancta* 68 (2013). It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Pinggéra, Karl

Kein Konstantinisches Zeitalter. Eine Erinnerung an die Apostolische Kirche des Ostens

in: *Una Sancta* 68 (2013), pp. 20–27

Münster: Aschendorff 2013

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Aschendorff Verlag: <https://www.aschendorff-buchverlag.de/openacesstop>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in *Una Sancta* 68 (2013) erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Pinggéra, Karl

Kein Konstantinisches Zeitalter. Eine Erinnerung an die Apostolische Kirche des Ostens

in: *Una Sancta* 68 (2013), S. 20–27

Münster: Aschendorff 2013

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Aschendorff Verlags publiziert:

<https://www.aschendorff-buchverlag.de/openacesstop>

Ihr IxTheo-Team

Kein Konstantinisches Zeitalter. Eine Erinnerung an die Apostolische Kirche der Ostens

Karl Pinggéra

Auf den ersten Blick muss sich eine Besinnung auf die Apostolische Kirche des Ostens eigenartig fremd ausnehmen im vorliegenden Band, der sich der 1700jährigen Wiederkehr der Mailänder Vereinbarung zwischen Konstantin und Licinius widmet. Denn das Jubiläum rückt jenes Ereignis ins Bewusstsein, das am Anfang einer religionspolitischen Entwicklung stand, die von der öffentlichen Anerkennung des Christentums über manche Formen seiner Begünstigung zur ausschließlichen Geltung der christlichen Religion im Römischen Reich führen sollte. Freilich war das Ende dieses Weges im Jahr 313 noch keineswegs absehbar. Für Konstantin lag die Etablierung einer Staatskirche noch nicht im Horizont denkbarer Optionen. Auch wenn Konstantin sich in der Folge der Jahre 312/313 als „christlicher Kaiser“ begriffen hatte,¹ so führte doch erst die rückblickende, teilweise legendarische Übermalung seiner Gestalt dazu, dass in der Moderne Entstehung und Bestand staatskirchlicher Verhältnisse als „Konstantinisches Zeitalter“ etikettiert und kritisiert werden konnten.²

Demgegenüber behauptet die Apostolische Kirche des Ostens völlig zu Recht, dass sie niemals unter christlichen Herrschern gelebt, mithin niemals eine „Konstantinische Wende“ erfahren habe.³ In ihrer Selbstwahrnehmung erkannte und erkennt sie in diesem Umstand den besonderen Vorzug im Kreis der übrigen Konfessionen. Hier liegt auch einer der Gründe für die Faszination, die von der Geschichte und dem Geschick dieser Kirche ausgeht. Die Geschichte der Apostolischen Kirche des Ostens erzählt „eine andere Geschichte“ der Christenheit, als sie unserem theologischen Normalbewusstsein geläufig ist. Im Folgenden soll ein Überblick über diese Geschichte gegeben werden, um sodann kurz der Frage nachzugehen, ob es aus den historischen Erfahrungen, die diese Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit gesammelt hat, etwas zu lernen gibt für unsere Kirchen heute, die sich in einer Situation des Umbruchs befinden, den man ja (bei aller historischen Unschärfe des Begriffs) als Ende des „Konstantinischen Zeitalters“ beschreiben kann.

¹ Vgl. Hartwin Brandt, *Konstantin der Große. Der erste christliche Kaiser*, München 2006.

² Vgl. mit einer Kritik an der Ahistorizität des Schlagwortes: Wilhelm Schneemelcher, Art. „Konstantinisches Zeitalter“, in: TRE 19 (1990) 501–503.

³ Vgl. zum Selbstverständnis der Apostolischen Kirche des Ostens zusammenfassend: Wolfgang Hage, *Das orientalische Christentum (Die Religionen der Menschheit 29/2)*, Stuttgart, 2007, 311f.

1. Widerstreitende Loyalitäten

Die Apostolische Kirche des Ostens, die kurz auch als „ostsyrische“ Kirche bezeichnet wird, reicht zurück in die Frühzeit des Christentums.⁴ Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten konnte sich die Botschaft des Evangeliums auch östlich der römischen Reichsgrenzen ausbreiten. Dort, im Perserreich, finden wir bereits unter der Herrschaft der Parther christliche Gemeinden, die sich unter der Dynastie der Sasaniden (seit 224) trotz gelegentlicher Repressionen weiter entwickeln konnten. Dieses Christentum lebte unter Herrschern, die der zoroastrischen Religion, einer Staatsreligion, angehörten.

Allerdings ist es erst zwischen 339 und 379 unter dem Großkönig Schapur II. zu einer massiven Christenverfolgung gekommen. Man hat darin oft einen Reflex des zoroastrischen Monarchen auf die Begünstigung des Christentums unter und seit Konstantin im benachbarten Römerreich, dem ewigen Rivalen im Ringen der beiden antiken Großmächte, gesehen. Konstantin selbst hatte wohl zwischen 324 und 337, seinem Todesjahr, einen Brief an Schapur II. gerichtet, in dem er sich zum Fürsprecher der Christen Persiens machte. Von der „reinen und herrlichen Religion“ der Christen ginge viel Segen aus für das Staatswesen. Er habe sich gefreut zu hören, „dass auch die wichtigsten Gebiete Persiens weithin, wie es mein Wunsch ist, mit ihnen geschmückt sind.“⁵ Musste die Empfehlung Konstantins, Schapur möge für das Wohlergehen der Christen seines Reiches sorgen, nicht als Einmischung in die inneren Angelegenheit des Nachbarreiches (und Erbfeindes) erscheinen? In gewisser Weise scheint dazu die fünfte Unterweisung („Über die Kriege“) des persischen Theologen Aphrahat zu passen, die wohl kurz vor dem Ausbruch der Verfolgungen verfasst worden ist. Der persische Christ Aphrahat rechnet darin mit einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Rom und Persien – und er setzt seine Hoffnung als Christ sehr bewusst auf einen Sieg Roms!⁶ Wurden die Christen verfolgt, weil man sie durchaus verdächtigen konnte, mit dem Feind gemeinsame Sache zu machen? Es ist nicht unumstritten, ob man mit Konstantins Brief und Aphrahats Unterweisung den Ausbruch der Verfolgungen wirklich stringent erklären kann. Möglicherweise sollten die Maßnahmen, unabhängig von äußeren Einflüssen, die christlichen Mission in Persien einfach zurückdrängen. Das römische

⁴ Vgl. zum Folgenden die Überblicke bei Hage, aaO, 269-313; Wilhelm Baum/Dietmar W. Winkler, Die Apostolische Kirche des Ostens. Geschichte der sogenannten Nestorianer, Klagenfurt 2000; Karl Pinggéra, Die Apostolische Kirche des Ostens der Assyrer, in: Christian Lange/ders. (Hg.), Die altorientalischen Kirchen. Glaube und Geschichte, Darmstadt 2011, 21-40.

⁵ Vita Const. 4,13; Eusebius von Caesarea, De Vita Constantini/Über das Leben Konstantins. Eingeleitet von Bruno Bleckmann, übersetzt und kommentiert von Horst Schneider (Fontes Christiani 83), Turnhout 2007, 425. Vgl. dazu Elizabeth Key Fowden, Constantine and the Peoples of the Eastern Frontier, in: Noel Lenski (Hg.), The Cambridge Companion to the Age of Constantine, Cambridge 2005, 377-407, hier: 389f.

⁶ Aphrahat, Unterweisungen. Erster Teilband. Aus dem Syrischen übersetzt und eingeleitet von Peter Bruns (Fontes Christiani 5/1), Freiburg i.Br. 1991, 156-179. Vgl. dazu Timothy Barnes, Constantine and the Christians of Persia, in: ders., From Eusebius to Augustine. Selected Papers 1982-1993, Aldershot 1994, Nr. VI.

Reich dürfte von den Persern auch am Ende von Konstantins Lebenszeit noch nicht als genuin christliches Imperium wahrgenommen worden sein.⁷

Rückblickend zeichnete sich hier aber doch eine Grundkonstellation ab, in die sich die ostsyrischen Christen über weite Strecken ihrer Geschichte gestellt sahen. Nachdem das Römische Reich eindeutig christlich zu identifizieren war – und erst recht nach der Umformung seiner Osthälfte zum „byzantinischen“ Reich –, mussten sie sich des Verdachtes erwehren, als „fünfte Kolonne“ mit einer feindlichen (christlichen) Großmacht zu kollaborieren. War ihre Situation zunächst vielleicht noch „a case of divided loyalties“⁸, so galt ihre Loyalität schon bald und eindeutig den persisch-zoroastrischen, danach den arabisch-muslimischen Herrschern.

2. Die Synode von 410 – eine Weichenstellung

Es war ein persischer Herrscher, Yazdgird I., der nach dem Abebben der Verfolgung den Wiederaufbau der Kirche erlaubte und ihre straffe Organisation unter dem Bischof der Reichshauptstadt Seleucia-Ktesiphon ermöglichte. Auf der Synode von 410 wurde dieser Bischof als „allgemeiner Bischof“ (*episkopos katholikos*) anerkannt und der Kirche eine feste Metropolitanverfassung gegeben. Dieser „Katholikos“ hat sich wohl von Anfang an als gleichberechtigt mit den (später „Patriarchen“ genannten) Oberbischöfen des Römischen Reiches verstanden. Zur Bekräftigung dieses Anspruches wurde seine Amtsbezeichnung im 6. Jahrhundert zum Doppeltitel „Katholikos-Patriarch“ erweitert.⁹ Der Großkönig spielt in den Synodalakten eine hervorgehobene Rolle. Nachdem einleitend sein christenfreundliches Handeln gelobt wird, ist es in Kanon 12 *sein* Befehl, der für die Unterordnung der Bischöfe unter den Ersthierarchen von Seleucia-Ktesiphon sorgt. Im abschließenden Kanon 21 wird denjenigen, die sich den Bestimmungen der Synode nicht fügen wollen, angedroht, dass ihre Sache vor den Großkönig gebracht und sie von diesem „wie von der Synode“ bestraft würden.¹⁰ William Young sah in der Synode von 410 die grundlegenden Elemente eines Staats-Kirche-Verhältnisses präfiguriert, das die späteren Jahrhunderte prägen sollte.¹¹ Die Anerkennung der Kirche sowie ihr Schutz vor Dissidenten durch den weltlichen Arm waren erkaufte durch die dauernde Interferenz der nichtchristlichen Herrscher. Persische Könige und muslimische Kalifen haben sich immer wieder in die Bestellung des Kirchenoberhauptes

⁷ So Karin Mosig-Walburg, Die Christenverfolgung Shâpûrs II. vor dem Hintergrund des persisch-römischen Krieges, in: Arafa Mustafa, Jürgen Tubach, G. Sophia Vashalomidze (Hg.), Inkulturation des Christentums im Sasanidenreich, Wiesbaden 2007, 171–186.

⁸ Vgl. Sebastian Brock, Christians in the Sasanian Empire. A Case of Divided Loyalties, in: Studies in Church History 18 (1982) 1–19.

⁹ Vgl. dazu Luise Abramowski, Der Bischof von Seleukia-Ktesiphon als Katholikos und Patriarch der Kirche des Ostens, in: Dmitrij Bumazhnov, Hans R. Seeliger (Hg.), Syrien im 1.–7. Jahrhundert nach Christus. Akten der 1. Tübinger Tagung zum Christlichen Orient (15.–16. Juni 2007) (Studien und Text zu Antike und Christentum 62), Tübingen 2011, 1–56.

¹⁰ Vgl. Oscar Braun, Das Buch der Synhados oder Synodicon Orientale, Stuttgart-Wien 1900 (Nachdr. Amsterdam 1975), 33.

¹¹ Vgl. zum Folgenden: William G. Young, Patriarch, Shah and Calif. A Study of the Relationships of the Church of the East with the Sassanid Empire and the Early Caliphates up to 820 A.D. with Special Reference to Available Translated Syriac Sources, Rawalpindi 1974, 34–36.

eingemischt. Außerdem zeichnet sich schon unter den Sasaniden eine Rechtstellung der Kirche ab, die im Wesentlichen in die Zeit der Muslime hinübergenommen und dort zum sogenannten „Millet“-System ausgebaut wurde: Die Kirche ist zwar in ihrem Bestand gesichert, ihr Minderheitenstatus wird aber festgezurrt. Sie bleibt geschütztes (Ausnahme-)Subjekt und kann unter Nichtchristen schwerlich ihrem Auftrag zur Evangelisation nachkommen.

Zum Gegensatz wurde die Selbständigkeit der Perserkirche von den „westlichen“ (also im Römischen Reich liegenden) Patriarchaten im 5./6. Jahrhundert gesteigert, als man gegen die Reichskonzile und ihre Verwerfung der antiochenischen Christologie eben diese Lehrform zur Norm des eigenen kirchlichen Bekenntnisses erhob. Theodor von Mospuestia († 428), auf dem II. Konzil von Konstantinopel 553 als Häretiker verurteilt, galt den Ostsyrern als maßgebliche theologische Autorität. In den Augen ihrer Gegner war die Kirche des Perserreiches damit „nestorianisch“ geworden. Doch hat sie selbst die Bezeichnung „nestorianisch“ stets abgelehnt. Im Blick auf ihre apostolischen Wurzeln legte und legt die Kirche darauf Wert, nicht erst von Nestorius († um 450), dem prominenten und unglücklichen Schüler Theodors, gegründet worden zu sein.

3. Von der Missionskirche Asiens zur Diaspora der Gegenwart

Trotz des beschränkten Handlungsradius unter nichtchristlichen Herrschern ist die ostsyrische Kirche zu der mit Abstand bedeutendsten Missionskirche der vorneuzeitlichen Christentumsgeschichte geworden. Schon im 5. Jahrhundert hatten Missionare die Grenze zu Zentralasien überschritten; auch die arabische Halbinsel und die Malabarküste Südindiens hatten sie erreicht. Auf der Seidenstraße fand das ostsyrische Christentum unter Sogdern und Türken Verbreitung; im frühen 7. Jahrhundert gelangte es bis nach China! Ab dem 11. Jahrhundert konnten mehrere turko-tatarische Stämme Zentralasiens für das Christentum gewonnen werden. Ostsyrische Christen finden sich bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert selbst in der mongolischen Herrscherfamilie. Man kann nicht genug betonen, dass diese Missionserfolge – anders als in Byzanz und im Abendland – ganz ohne die Unterstützung einer christlichen Staatsmacht erzielt wurden. Das Christentum hatte sich in seiner ostsyrischen Gestalt über die Weiten Zentralasiens bis ins chinesische Kernland ausgebreitet, ohne dass es je Zwangsbekehrungen gegeben hätte.¹²

Freilich hatte man nirgendwo auf Dauer die Mehrheit der Bevölkerung gewinnen können. So wurde der rasche Zusammenbruch der Kirche eingeleitet, als die mongolischen Herrscher um 1300 den Islam annahmen, die Kriegszüge des fanatischen Muslims Timur Lenk die christlichen Gemeinden in Zentralasien und im Nahen Osten fast vollständig vernichteten, und als im China des 14. Jahrhundert eine neue, nationalchinesisch eingestellte Dynastie das Christentum nebst anderen Religionen als Fremdkörper unnach-sichtig unterdrückte. In den Missionsgebieten überlebte nur die

¹² Vgl. Wolfgang Hage, Die oströmische Staatskirche und die Christenheit des Perserreiches, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 84 (1973) 174–187, hier: 186.

„Thomaschristenheit“ Südindiens, während die ostsyrische Christenheit in ihrem Mutterland auf einen kleinen Rest zusammenschmolz und sich in die unzugängliche Bergwelt Kurdistans, das Hakkari-Gebirge in der heutigen Südosttürkei, und in die Gegend um Urmia in Nordwest-Iran zurückzog. In Familienclans organisiert bildete die einst international geprägte Kirche schließlich ein ethnisches Bewusstsein aus, zumal als angelsächsische Missionare im 20. Jahrhundert die Idee propagierten, wonach es sich bei den „Nestorianern“ um die Nachkommen des altorientalischen Volkes der Assyrer handle.¹³ Die Ostsyrer haben sich im frühen 20. Jahrhundert diese ethnische Definition, die historisch gesehen durchaus unwahrscheinlich ist, zu eigen gemacht. Dem trägt die heutige Selbstbezeichnung der Kirche, „Apostolische Kirche des Ostens der Assyrer“, Rechnung.

Vom Christengenozid im Osmanischen Reich 1915 waren auch die Assyrer schwer betroffen. Stark dezimiert flohen sie aus ihren Siedlungsgebieten in den britisch besetzten Irak. Genau genommen, waren die Jahre des britischen Mandats im Irak die einzige Periode in der Geschichte der Ostsyrer, in der sie nun doch unter „christlichen“ Herrschern lebten. Dieser Umstand führte sie freilich in eine zweite Katastrophe. Von den Briten als Miliz gegen Aufständische eingesetzt, zogen sich die Assyrer den Zorn des nach Unabhängigkeit strebenden irakischen Volkes zu. Im Jahr 1933 entlud sich der Volkszorn in einem grausamen Massaker an den Assyrern. Nun waren sie der stets latenten Gefahr erlegen, als Handlanger einer ausländischen Macht unter die Räder zu kommen. Der Katholikos-Patriarch musste mit einem Teil seiner Gläubigen den Irak verlassen. Er residiert heute in den USA. Die knapp 400.000 Gläubigen leben heute in der weltweiten Diaspora zerstreut. Die ruhmreiche Vergangenheit einer einst weitausgreifenden Missionskirche ist zumindest einigen ihrer Theologen als Erinnerung und Aufgabe präsent.¹⁴

4. Das Andenken an Konstantin

Nach dem bisher Gesagten könnte man vermuten, Kaiser Konstantin spiele in der ostsyrischen Kirche keine Rolle. Eines besseren wird man belehrt, wenn man einen Aufsatzband zum Konstantin-Jubiläum von 1913 zur Hand nimmt. Dort stellte der bedeutende Syrologe und Liturgiewissenschaftler Anton Baumstark die Buchmalerei einer ostsyrischen, aus dem 13. Jahrhundert (oder früher) stammenden Handschrift vor, die einen Konstantins-Zyklus beinhaltet.¹⁵ In den vier Zeichnungen geht es um die Auffindung des wahren Kreuzes Christi unter Konstantin. Die Kreuzauffindung findet

¹³ Vgl. Karl Pinggéra, Art. „Assyrer (christliche)“, in: Hubert Kaufhold (Hg.), *Kleines Lexikon des Christlichen Orients*, Wiesbaden 2007, 65f.

¹⁴ Vgl. etwa Mar Aprem, *Nestorian Theology*, Trichur (Kerala) 1980, 145–156 („Ch. V: Missiology“).

¹⁵ Anton Baumstark, *Konstantiniana aus syrischer Kunst und Liturgie*, in: Franz Joseph Dölger (Hg.), *Konstantin der Grosse und seine Zeit. Gesammelte Studien. Festgabe zum Konstantin-Jubiläum 1913 und zum goldenen Priesterjubiläum von Mgr. Dr. A. de Waal*, Freiburg i.Br. 1913, 217–254, hier: 234–247.

sich im Festkalender der Ostsyrer, und zwar am 13. September. Die liturgischen Texte rühmen ausführlich die Frömmigkeit Konstantins und seiner Mutter Helena.¹⁶

Ein Blick in die ostsyrische Geschichtsschreibung zeigt, dass Konstantin als frommer und christlicher Herrscher in Erinnerung behalten wurde. Aber ein nichtchristlicher Großkönig wie Yazdgird I., von dem die Kirche Wohltaten empfangen hatte, konnte in ebenso hellen Farben geschildert werden. Zuweilen tritt Yazdgird geradezu als „Zweiter Konstantin“ auf.¹⁷ Der dazu wenig passende Umstand, dass Yazdgird am Ende seiner Regentschaft die Christen wieder verfolgte, wurde dabei auf verschiedene Weise erklärt, etwa mit betrügerischen Machenschaften der zoroastrischen Magier und/oder einem in ihn gefahrenen Dämon. In solchen Erzählungen spiegelt sich letztlich die stets prekäre Lage einer Kirche unter nichtchristlichen Herrschern, unter denen es stets wachsam zu bleiben galt, ob sich ein „Zweiter Konstantin“ eines Tages nicht zum Verfolger wandeln würde.

Vergleicht man die ostsyrischen Texte zu Kreuzerhöhung mit den byzantinischen Festdichtungen, fällt einem das Profil der Apostolischen Kirche des Ostens sofort ins Auge. Eine Aussage wie etwa diese, dass sich die „gläubigsten Kaiser“ des Kreuzes rühmen sollen, da sie durch seine Macht „das ismaelitische Volk [die Muslime] kraftvoll unterwerfen“ könnten¹⁸, sucht man bei den Ostsyrern natürlich vergebens.

5. Vom Verschwinden einer Kirche

Die Frage lässt sich nicht abweisen, warum gerade diese Kirche, der man bis in ihre liturgischen Texte hinein anmerkt, dass sie nie ein „Konstantinisches Zeitalter“ erlebt hat, durch die Ungunst der Zeiten nahezu ausgelöscht wurde – und ob sich daraus Lehren für die Gegenwart ziehen lassen. In jüngerer Zeit hat sich besonders Philip Jenkins mit dieser Frage beschäftigt.¹⁹ Sein Ausgangspunkt ist dabei die nüchterne Feststellung, dass ein Kontinente umgreifendes Christentum fast spurlos aus der Geschichte verschwunden ist. Es dürfte für uns alles andere als selbstverständlich sein, dass die Geschichte der christlichen Mission keineswegs eine durchgehende Erfolgsgeschichte war. Nicht weniger ernüchternd ist seine Feststellung, dass das Verschwinden einer solchen Großkirche im Wesentlichen damit zusammenhing, dass sie eben nicht in „konstantinischen“ Verhältnissen gelebt hat. Als der Islam sich im 14. Jahrhundert radikalisierte, sei es wohl nur mit Ausnahme Indiens schwierig gewesen,

¹⁶ Vgl. Sebastian Brock, Two Syriac Poems on the Invention of the Cross, in: Nabil El-Khoury, Henri Crouzel, Rudolf Reinhardt (Hg.), *Lebendige Überlieferung. Prozesse der Annäherung und Auslegung. Festschrift für Hermann-Josef Vogt zum 60. Geburtstag*, Ostfildern 1992, 55–82.

¹⁷ Vgl. dazu und zum Folgenden: Scott McDonough, A Second Constantine? The Sasanian King Yazdgard in Christian History and Historiography, in: *Journal of Late Antiquity* 1:1 (2008) 127–141.

¹⁸ Aus den Stichera Idiomela Leons VI., die am 14. September zur Kreuzverehrung gesungen werden. Man kann den Text z.B. nach wie vor finden in dem 2000 von der „Ekdosis Phos“ gedruckten Minäon zum September: Athen 2000, S. 161. In orthodoxen Auslandsgemeinden wird der Text manchmal allerdings abgeändert; vgl. etwa die Fassung der russisch-orthodoxen Gemeinde in Würzburg, wo es an dieser Stelle nur heißt: „in dir [dem Kreuz] rühmen sich die Gläubigen“.
(http://www.rok-wuerzburg.de/fileadmin/template/rok_wuerzburg/archiv/Kreuzerhoehung.pdf)

¹⁹ Vgl. Philip Jenkins, *Das Goldene Zeitalter des Christentums. Die vergessene Geschichte der größten Weltreligion*, Freiburg i.Br. 2010.

„außerhalb des Schutzes eines christlichen Staates den christlichen Glauben zu praktizieren“²⁰.

Wenn dieser Zusammenhang ernst genommen wird und man in Rechnung stellt, dass das „Konstantinische Zeitalter“ in unseren Breiten sich unwiderruflich seinem Ende entgegen neigt, mag man die Geschichte der Ostsyrer als Warnsignal für die Zukunft verstehen. Würden unsere Kirchen Bestand haben, wenn in einer fernen oder auch nicht so fernen Zukunft die mehr oder weniger freundliche Duldung eines weltanschaulich neutralen Staates umschlägt in antichristliche Aggression? Oder wenn, was unsere unmittelbare Situation eher trifft, nach dem Ende des Staatskirchentums auch die gesellschaftliche Akzeptanz des Christentums schwindet?

Von den mancherlei Erwägungen, die sich dazu bei Jenkins finden, scheinen mir folgende besonders bedenkenswert²¹: Er spricht von der Gefahr einer unzureichenden „Diversifikation“ von Kirchen, die sich einseitig mit einem bestimmten Volk oder einer politischen Sache verbünden – Bündnisse, die sich im Falle machtpolitischer oder gesellschaftlicher Verschiebungen schnell gegen die Kirchen wenden können. Ferner würden die „Überlebenschancen“ einer Kirche steigen, wenn sie nicht nur auf eine bestimmte Region der Welt angewiesen sei. So seien die Ostsyrer auf Asien begrenzt geblieben und dort von der islamischen Expansion und dem chinesischen Nationalismus zerrieben worden. Hier, meine ich, müsste man das Thema Ökumene ins Spiel bringen. Denn die Ostsyrer waren nicht nur regional begrenzt, sondern auch dogmatisch vom Rest der Christenheit isoliert. Als „nestorianische“ Ketzer verschrien, waren sie in den Stürmen der Zeit ganz auf sich allein gestellt. Könnte es sein, dass die Ökumene, die heute so vielen langweilig geworden ist, eine entscheidende Zukunftsfrage des Christentums ist?

²⁰ Ebd., 174.

²¹ Vgl. ebd., 305–308.